

Düsseldorfer Heimatblätter

MITTEILUNGSBLATT DES HEIMATVEREINS „DUSSELDORFER JONGES“

VEREINSHEIM „ZUM SCHWARZEN ANKER“, DUSSELDORF, BOLKERSTRASSE 35

ERSCHEINT MONATLICH NACH BEDARF

NR. 15

JANUAR 1949

Zum neuen Jahr

Alt-Düsseldorf ist ein Fragment. Nur in zerrissenen Trümmern erhielt sich das sehnde Lied von dem Schicksal unserer Stadt. Und das schwellende Lebensgefühl der Gegenwart begreift der Vergangenheit wehverwundeten Akkord wie brennende Kerzen am Festtag träumenden Gedenkens; begreift ihn, wie die Dämmer Schatten des lichtmüden Tages sich entführen lassen von der Vespertrommel Abendsegen. Alt-Düsseldorf ist ein Fragment. Die klagenden Reste seines empfindsamen Wesens fallen — einer nach dem anderen —, und sie verstummen vor dem neuen Gesicht.

Aber das neue Gesicht ist wundersam vertraut. Es wuchs aus dem mütterlichen Herzen blutsverwandter Vergangenheit. Mögen die steinernen Zeugen unserer Geschichte zerbrechen unter den Stürmen der Not, unter dem zehrenden Atem der alternden Zeit: die Seele unseres Daseins bleibt unendlich jung! Die Seele unseres Daseins schwebt über der fließenden Schöne der weiten Heimat am Niederrhein, wirbt um den anmutigen Liebreiz des Bergischen Landes, dessen Impulse nach Düsseldorf drängen, dem offenen Hafen am weltbewegenden deutschen Strom. Die Seele unseres Daseins hält das Bild der Ahnen gefangen, die lange Kette herabreichender Gemeinschaft, die Hochzeit ihrer triumphierenden Siege, die lastende Demut ihrer Niederlagen und ihrer Bedrückung.

Die Seele unseres Daseins hätten wir fast vergessen: Da riß Drangsal aus der berstenden Qual von vieltausend Herzen das gläubige Tedeum himmelrührender Heimatliebe. Das Gesuch um ein einzig einziges Geschick im Kranze des großen geschichtlichen Werdens wurde wieder laut. Es versöhnten sich Vergangenheit und Zukunft in ungebrochener Gemeinsamkeit, die keine Macht zu zerschellen bestellt. An der stillen Inbrunst der alten Stadt entzündeten wir das Liebesgeständnis zu neuer und kühner Lebensbejahung. Seitdem glüht das Ave unserer Hoffnung wieder im schützenden Dom der deutschen Treue. Bürgerstolz und unbeirrbares Gewißheit verpflichten sich um den fruchtbaren Boden, den wir fast verloren, und sie errichten auf ihm das feste Gebäude der allumfassenden deutschen Nation.

Uns wollte ein gewaltiges Geschehen. Es verlieh uns die göttliche Majestät der deutschen Sprache. Mit allen deutschen Brüdern durchbluten wir ein einziges, tiefes Erlebnis, und mit allen deutschen Brüdern zusamt erahnen wir die Notwendigkeit der gemeinsamen Erscheinung. Unsere Gedanken und Empfindungen umarmen das einige, bedrängte Vaterland. Daran festzuhalten, ist Anfang und Ende unseres Berufes. Wenn wir im Großen an ein besseres Morgen glauben, so beweisen wir es im Kleinen, indem wir das blühende Andenken an die Vergangenheit pflegen, damit es dankbare Früchte reife.

Alt-Düsseldorf ist ein Fragment. Man mag versuchen, die Reste uns zu entreißen — einen nach dem anderen —, wir werden sie zu verteidigen wissen mit zähen Kräften! Aber trotzdem möchten sie eines Tages entschlafen und ruhen — wir wissen es wohl! Wenn unter sorgenden Händen sie auch einst zerfallen, bleibt uns doch der Sinn ihres monumentalen Ausdrucks lebendig: das ist die unwiderlegbare Standhaftigkeit aufbauend opferwilliger Bürgergemeinschaft.

Wie der edelste und der deutscheste Strom liebkosend das Bild unserer Stadt umstreift, seine wogende Allmacht dem Weltmeer vertraut, mitwirkt an der Symphonie von Ebbe und Flut, so wollen wir unermüdlich uns verwenden im Sinne des heimatlichen Gedankens. — Wir hegen ein volles und goldschweres Erbe. Das halten wir hoch, hüllen es ein in die Gloriole unseres leidreichen Ertragens. Dem kommenden Tag unserer Enkel werden wir es vermachen, und wir verpflichten damit ein gerechtes Gericht.

Das Altstädter Zitadell-Viertel

Der Name der Zitadellstraße erinnert noch heute an die ursprüngliche Zweckbestimmung des Bodens, den jetzt die genannte Straße und ihre Nebenstraßen einnehmen. Trotz Ferbers durchaus anzuerkennenden Forschungen fehlt es aber bis jetzt an einer eingehenden Schilderung der allmählichen Entstehung dieses Stadtbezirks.

Der Ausbau der Düsseldorfer Zitadelle begann nach den gleichzeitigen Aufzeichnungen des Sekretärs Mattenclott 1552 mit der Anlage eines Rondels vor der Berger Pforte. Die Zitadelle war ursprünglich als eine große Befestigung gedacht, und wäre vollends der angebliche Plan des Herzogs, innerhalb der Festungswerke auch noch ein Schloß zu errichten, zur Ausführung gekommen, so hätte sich Düsseldorf eines Gegenstücks zu der Zitadellen- und Schloßanlage zu Jülich rühmen dürfen. Aber die Geldmittel des Fürsten und des Landes waren doch nicht groß genug, um gleichzeitig die beiden Baupläne, den Jülicher und Düsseldorfer, durchführen zu können. Auch war, rein politisch betrachtet, die Vollendung der Jülicher Befestigungen, die den fremden Grenzen weit näher lagen als Düsseldorf, zweifellos die wichtigere Aufgabe. So wurde in Düsseldorf nur lässig weiter gearbeitet. Als die Bauten in Jülich aber zu einem gewissen Abschluß gediehen waren, versiegten mehr und mehr überhaupt die Geldmittel des Herzogs infolge der einsetzenden politischen Wirren. So blieb der Düsseldorfer Zitadellenbau, von dessen wirklichem oder doch wenigstens geplantem Umfang eine Zeichnung des Straßburger Festungsbau-meisters Specklin uns noch heute Kunde gibt, ein unfertiges Gebilde. Der Schloßbau selbst aber wurde nicht einmal begonnen. Unvollendet wie sie war, bildete die Düsseldorfer Zitadelle natürlich eher eine Gefahr als einen Schutz für die Stadt. Aus dieser Erkenntnis heraus sahen sich die Bergischen Landstände schon 1583 zu der Bitte veranlaßt, die Zitadelle zu der Stadt kommen zu lassen, sie mit Häusern zu bebauen und dadurch die Stadt zu erweitern. Aber es fehlte natürlich jetzt während des Truchsessenkrieges erst recht an den Geldmitteln zu der Ausführung der nützlichen Anregung. Einmal ausgesprochen, wurde sie vertagt, aber nicht vergessen. So machten sich in den Jahren 1595—1599 die herzoglichen Räte den Vorschlag ihrerseits zu eigen. Im letztgenannten Jahre kam sogar ein förmlicher Ständebeschuß zustande, daß die Zitadelle in ihrer Mitte durch einen Graben zu durchschneiden sei. Der Raum nach der Stadt zu sollte dann der Bebauung erschlossen werden. Die Ausführung dieses Beschlusses aber „steckte noch in weiten Bergen“, wie der Neuburger Agent schon früher richtig bemerkt hatte. Die entworfenen, z. T. noch erhaltenen Pläne blieben wiederum bloß Projekte. Bei dem Regierungswechsel von 1609 erscheint der Zitadellenumbau daher erneut in der ausgedehnten Wunschliste, welche die Stände den Possidirenden unterbreiteten. Erst unter Wolfgang Wilhelm erfolgte endlich (1620) der planmäßige Umbau der Zitadelle unter Leitung des von Neuburg verschriebenen italienischen Architekten Antonio Serro, gen. Kraus, und des Düsseldorfer Ingenieurs vom Kamp. Durch diesen Umbau erhielt die Stadt auch ihren ersten Hafen. Auf dem Grundrisse Kamps sind auch schon Straßenzüge in dem Zitadellenterrain eingezeichnet. Aber diese zivile Ausnutzung des Terrains ließ doch noch lange auf sich warten. Die militärischen Notwendigkeiten überwogen eben noch zu sehr. So mußte die Stadt 1625 auf der Zitadelle eine große Anzahl von Baracken (angeblich 125) für die Besatzung errichten, auch ein Gießhaus, also wiederum ein militärisches Gebäude, wurde erbaut. Erst im Jahre 1641 setzte eine zunächst bescheidene private Bautätigkeit ein. Damals schenkte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm seinem Rat, dem Dr. jur. Crispin Massilon, Herrn zu Nivelles, einen Bauplatz auf der Zitadelle. Eine gleiche Schenkung war bereits an den Oberst v. Norprath erfolgt. Schon 1648 aber ließ sich der Fürst das Norprathsche Haus gegen eine Entschädigung abtreten. Zwei Jahre später erfolgte die erste Niederlassung der Franziskaner auf der Zitadelle. Die neue Klostergründung gab der sich nun allgemach stärker regenden privaten Bautätigkeit gewissermaßen einen Kern- und Mittelpunkt. Aber auch abgesehen davon war die weitere Aufschließung des Zitadellenterrains zu Bauzwecken indirekt mit der Niederlassung neuer geistlicher Genossenschaften in der Altstadt oder der baulichen Erweiterung schon bestehender Ordensgebäude verknüpft. Da nämlich bei dem Übergang eines jeden Bürgerhauses in geistlichen Besitz die von diesem bisher entrichteten Steuern fortfielen, mußten die Landesfürsten, die ihrerseits die Ordensansiedlungen lebhaft unterstützten, der Stadtkasse einen gewissen Ausgleich für die ausfallenden Steuerbeträge beschaffen. Sie entledigten sich dieser Aufgabe, indem sie der Stadt Teile des bisher im fürstlichen Besitz

verbliebenen Stadtterrains schenkten, mit der Auflage, diese Teile parzellenweise zu Bauzwecken zu vergeben. Die Steuern von diesen Neubauten sollten dann den Ausfall für die geistlichen Häuser ersetzen.

Schon 1647 erhielt die Stadt so als Ausgleich für die Steuern des von den Cölestinerinnen bezogenen v. Märckschen Hauses drei Bauplätze auf der Zitadelle, drei Jahre später kamen dazu noch zwei Plätze, weil nunmehr derselbe Orden ein Haus der Witwe Offerhausen erworben hatte. Die Bauplätze waren nun wohl vorhanden, aber sie fanden in der schweren Kriegszeit keine Käufer. Überdies stellte sich heraus, daß die Franziskaner für ihre neuen Bauten einen Teil der städtischen Bauplätze benötigten. Ein Tausch und Ausgleich wurde darum unabweislich. Deshalb erhielt die Stadt für die wieder abgegebenen Plätze eine 1651 durch Johann Ferber erbaute Walkmühle (jetzt Zitadellstraße Nr. 3), die zur Kornmühle umgewandelt wurde, außerdem aber drei Bauplätze gegenüber dem im Bau befindlichen Franziskanerkloster, von je 30 Fuß Breite und 120 Fuß Länge. Wir haben damit die erste Andeutung des Zuges der späteren Zitadellstraße. Ebenso entspricht die Straße, die zwischen den Militärbaracken hinter den Bauplätzen durchgehen sollte, der künftigen Dammstraße. Auch eine Straße nach dem sogenannten „Galleyhaus“ (die jetzige Schulstraße) war bereits vorgesehen. 1661 gelangten weitere Bauplätze zwischen der alten Berger Pforte und der Wassermühle in den Besitz der Stadt, wieder als Entgelt für erneuten Häuserankauf der Cölestinerinnen. Aber so sehr auch die Stadt an der baldigen Bebauung ihrer Grundstücke interessiert sein mußte, so gelang es ihr noch immer nicht, Liebhaber für diese zu finden. Erst 1673 schien der Beginn der Besiedelung nahe gerückt. Pfalzgraf Philipp Wilhelm sicherte in einem leider verlorenen Erlaß den Baulustigen „sichere“ Freiheiten zu, da es verlautete, daß „bei jetziger Conjunctionen“ sich sogar Leute aus den Nachbarstaaten um die Bauplätze bewerben würden. Aber das Düsseldorf der älteren Zeit stand niemals lange, und auch damals nicht andauernd unter dem Zeichen einer günstigen Konjunktur. Schon bald verkehrten verheerende Epidemien und die Verdüsterung des politischen Horizonts die erfreulichen Aussichten in ihr Gegenteil. So kam denn erst in den ersten Regentschaftsjahren Johann Wilhelms der nahezu ein Jahrhundert alte Plan der Bebauung des Zitadellviertels zur wirklichen und tatkräftigen Ausführung. Den äußeren Anlaß gab wiederum die Ansiedlung eines neuen geistlichen Ordens in Düsseldorf. Als nämlich 1681 die Karmelitessen für ihr Kloster bürgerliche Häuser erworben hatten, überwies Johann Wilhelm der Stadt auch die Gärten, die neben den früher von seinem Vater geschenkten Plätzen lagen, ferner den Raum zwischen dem Garten der Franziskaner und der Zitadellpforte, d. h. das Terrain zwischen Oangerie- und Zitadellstraße. 1685 erließ der Fürst dann noch weitere baupolizeiliche Anordnungen. Die Häuser, zum wenigsten die Giebel oder „Vorhäupter“ sollten aus Stein ausgeführt, die Ställe und andere notwendige, aber anrühige Anlagen möglichst fern von der Straße angelegt werden. Den Bauherren wurde Steuerfreiheit auf 30 Jahre zugesichert, eine Vergünstigung, die am meisten die Stadtkasse, dagegen nicht den Fürsten schädigte, da die Stadt so auf lange Jahre die Steuern von den neuen Häusern entbehren mußte und dadurch der ursprüngliche Zweck der Terrainüberweisungen, Ersatz für die Steuern der geistlichen Gebäude, zunächst vollkommen illusorisch wurde.

Die Absicht, die Baulustigen anzulocken, wurde diesmal aber doch erreicht. Zwar sind die Hypothekenbücher dieser Jahre verloren, so daß sich der Zeitpunkt der Errichtung der einzelnen Häuser und die Namen ihrer ersten Bauherren nicht in dem Maße feststellen lassen, wie es z. B. später für die Neustadt möglich ist, aber doch kann man sagen, daß die Rheinseite der Zitadellstraße um 1684 im wesentlichen bereits mit Häusern versehen wurde. Daß alle diese Häuser in dem Steuerbuch von 1689 noch nicht aufgeführt werden, erklärt sich ohne weiteres eben aus ihrer damaligen Steuerbefreiung. Umgekehrt läßt sich aus dem Fehlen aller Häuser des Zitadellviertels in dem erwähnten Buch aber auch folgern, daß keines dieser Häuser etwa vor 1659 entstanden sein kann. An die Stelle der früher vorhandenen Häuser war wohl das Franziskanerkloster gekommen. Die sorgfältigen Feststellungen, die Ferber in seiner Historischen Wanderung über die Häuser des Zitadellviertels gegeben hat, lassen sich doch in mancher Hinsicht erweitern und berichtigen.

Die Hauptstraße des neuen Viertels, die jetzige Zitadellstraße, sollte nach den alten Plänen in der Mitte durch eine Querstraße geschnitten werden. Die Absicht wurde aber schon um 1685 aufgegeben. Die Straße erhielt demnach ihre jetzige Länge und Breite. Die anliegenden Bauplätze waren nach ihrer Größe von vornherein sehr verschieden

bemessen. Da die nach dem Rhein zu gerichtete Seite noch völlig unbebaut war und die dortigen Grundstücke somit eine große Tiefenausdehnung erhielten, konnten hier die Neubauten mit Stallungen, Hintergebäuden und auch Gärten ausgestattet werden. Diese rechte Seite der Straße, von der Innenstadt aus gerechnet, wurde daher von den wohlhabenderen Bauherren bevorzugt, während die Bauplätze an der anderen Seite z. T. schon durch den hinter ihnen liegenden Franziskanergarten eingeengt waren und erst kurz vor dem Berger Tor eine bessere Tiefenausnutzung gestatteten. Eine Zeitlang hieß die Zitadellstraße „Antoniusstraße“, genannt nach dem Schutzpatron der Franziskaner-Klosterkirche, dessen überlebensgroße Figur heute noch über dem Kirchenportal steht.

Schade ist es wahrlich, daß heutzutage nur noch so wenige Häuser alten Typs in der Straße erhalten sind. Sonst würde sie ein gutes Bild einer im ganzen doch vornehmen Straße aus der Zeit Johann Wilhelms darbieten. Weit vornehmere Anwohner noch als die Zitadellstraße aber hatten die beiden Straßen, die zu Beginn und am Ende der Zitadellstraße abzweigten, die Schulstraße und die Bäckerstraße, denn hier lagen die Wohnsitze bekannter altadeliger Familien. Der Nesselroder Hof, dessen jetziger Bau aber doch wohl erst um 1800 anzusetzen ist, ist noch heute erhalten. Hier wurde schon im Jahre 1683 von dem Oberkriegskommissar Peter Theodor v. Schönebeck ein größeres Haus errichtet. Im März 1693 verkauften die Erben des 1688 gestorbenen Schönebeck das Haus für 4800 Reichstaler an einen einflußreichen Günstling des Kurfürsten, den Grafen v. Hamilton. Dieser veräußerte den Besitz 1706 an den Freiherrn v. Leerodt, der das Haus schon im nächsten Jahre an die Freifrau v. Nesselrode-Ehreshoven und deren Sohn überließ. Der an den Nesselroder Hof nach dem Rhein zu unmittelbar angrenzende Edelsitz ist bisher von der Lokalforschung fast ganz ignoriert worden. Eine von verwitterten Pfeilern eingeschlossene Pforte eröffnet noch heute den Eintritt zu dem gepflasterten Vorhof des Hauses, das ehemals zu den glänzendsten Baulichkeiten der Stadt gehört hat. Dieser Adelsitz wurde vor 1695 für den damaligen Oberhofmeister Graf v. Bentheim errichtet, dann kam er vor 1714 an den Grafen v. Leerodt. Diese Familie besaß ihn noch 1796, dann 1801 der Freiherr v. Bongardt. Das Haus hatte früher eine durchaus schöne und freie Lage. Es wurde an der Rückseite von dem damaligen Hafen begrenzt und reichte mit seinem Garten von 68 Ruten Größe, einer Promenade und Terrasse bis an den Rhein. Dieser Garten war auch mit zwei Lusthäusern versehen. Die Ställe und Nebenbauten lagen an der anderen Seite der Schulstraße. Wer heute vor dem Hause steht, wird es allerdings kaum glauben, daß 1760 der französische Generalleutnant Marquis de Castris gerade hier sein Quartier genommen hat.

Die gegenüberliegende Seite der Schulstraße trug dagegen einen sehr einfachen Charakter. Hier wohnten auch einzelne Schlächtermeister in der Nähe der neuen Fleischhalle. Der Name der Schulstraße stammt natürlich erst aus dem 19. Jahrhundert und deutet auf die Schulen im früheren Franziskanerkloster hin. Ebenso jung sind die anderen Straßenbezeichnungen: Bäckerstraße und Dammstraße. Die Hypothekenbücher des 18. Jahrhunderts sprechen nur schlechtweg von Häusern „Auf der Zitadelle“. Dadurch wird die topographische Festlegung der Liegenschaften unliebsam erschwert. Von der Dammstraße ist kaum etwas von Belang zu berichten. Die wenigen Häuser, die nicht auch Hinterhäuser der Zitadellstraße waren, sind wahrscheinlich nur an die Stelle früherer Militärbaracken getreten, oder aus solchen umgebaut. Die der Schulstraße entsprechende Flügelstraße, die Bäckerstraße, war in früherer Zeit wie die Schulstraße ebenfalls mit prächtigen Gebäuden geschmückt. Am Rhein selbst lag das nach den älteren Stadtansichten ungemein prunkreiche Gouvernementsgebäude, das Johann Wilhelm für einen seiner Günstlinge, den Grafen v. Nassau, als damaligen Festungsgouverneur aufführen ließ. Leider ist dieser Bau schon 1672 abgebrannt und gleich darauf völlig abgebrochen worden. An das Gouvernementsgebäude stieß ein größeres Besitztum mit Garten, das 1753 Eigentum des Hofkammerrats Simonis war. Dann folgte jenseits des Berger Tors der große Sitz, der jetzt dem Grafen v. Spee gehört. An dieser Stelle hatte sich wiederum ein einflußreicher Günstling Johann Wilhelms niedergelassen, der Graf v. Diamantstein. Vermutlich hat dieser das frühere Haus errichten lassen und nicht, wie Ferber meint, etwa von einem unbekanntem Vorbesitzer gekauft. Gegenüber dem Speeschen Hause lag die Besitzung des Hofkammerrats und Bauschreibers Hermann v. Tryst. Die kurfürstliche Orangerie, nach der die Orangeriestraße ihren Namen erhielt, wurde erst nach 1707 gebaut. Sie hatte auch ein größeres Gebäude, das 1718 immerhin von mehreren kurfürstlichen Beamten, darunter dem Maschinendirektor der kurfürstlichen Oper Fabrit bewohnt wurde. Es scheint mir,

daß das 1809 niedergerissene Gebäude, das eine Durchfahrt hatte, mit der alten Orangerie identisch war.

Alles in allem genommen, stellt der Ausbau des Zitadellviertels sich als eine bedeutsame Leistung der damaligen Städtebaukunst dar. Die breit angelegte Zitadellstraße muß in ihrer ersten Zeit ein schönes Gesamtbild geboten haben. Die großen Bauten des Leerodtschen Hauses und des Gouvernementsgebäudes bildeten als Endpunkte des neuen Stadtteiles eine harmonische Einrahmung und zugleich zweifellos eine entschiedene Verschönerung der Stadtansicht vom Rheine aus. Als oberste Leiter aller dieser Bauten dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit die Architekten Michael Cagnon und Johann Paul Reiner ansehen. Zweifellos war in dem neuen Stadtbezirk die Einheit der Ausgestaltung und des Stils in ungleich vollkommenerer Weise zur Durchführung gelangt als bei den auf mehrere Jahrzehnte verteilten Bauten der Ritterstraße und bei der Anlage der schon im Entstehen gehemmten Neustadt (Neußer Straße). Es ist lediglich eine jetzt nicht mehr gutzumachende Schuld nachgeborener Geschlechter, wenn heute der alte, schöne Eindruck der Zitadellstraße ganz verloren gegangen ist. Niemand vermag die alten, gefälligen Fassaden wieder herzustellen, niemand den voreiligen Abbruch des Berger Tores wieder gutzumachen. Gerade der Wegfall des Tores hat der Straße die innere Geschlossenheit, die auch einen bei der Anlage bewußt erstrebten Hauptreiz bildete, für immer genommen.

Staatsarchivrat Dr. Friedrich Lau Ꞥ.

*

Interessiert Düsseldorf die Düsselquelle?

Schon mancher wird das unter Landschaftschutz stehende obere Düsseltal durchwandert haben. Immer wieder ist der Naturfreund überrascht und erfreut, daß der größte Teil dieses Tales durch Menschenhand wenig berührt wird und dadurch seine natürliche Schönheit erhalten blieb. Wenn es leider dem Wanderer auch versagt ist, die Düssel als munteres Bächlein bis zur Quelle zu verfolgen (der Bach wird auf langer Strecke durch Betonrohre geleitet), so muß er sich dennoch glücklich schätzen, die letzten 800 bis 1000 Meter bis zur Quelle als natürlichen Lauf zu verfolgen.

Leichter und lockerer Bestand von Eichen, Weiden, Erlen, Hainbuchen, Haselnüssen und Holunder begleitet dann noch den Wasserlauf, um plötzlich aufzuhören. Hier, das sind etwa 400 Meter unterhalb der eigentlichen in Stein gefaßten Quelle, bietet sich dem Auge ein Bild völliger Verwahrlosung. Dieser Eindruck wird sich gewiß nicht nur dem geschulten, sondern auch dem wenig geübten Auge einprägen. Das ist aber nicht das Wesentliche. Wesentlich erscheint und der baldigen Abhilfe notwendig, daß die Anlieger den Bacheinschnitt nicht als Schuttabladeplatz benutzen, sondern daß vielmehr dieser Quellhorizont gepflegt und mit standortgerechtem Pflanzenmaterial überbaut wird. Dazu kommt, daß der von einem Anlieger neuerdings aufgefüllte Damm zwecks Teichbildung, die begrüßt werden kann, völlig nackt ohne Rücksicht auf die gewachsene Mutterbodendecke daliegt, und als Fremdkörper wirkt. Die Böschungen des Teiches müssen ebenfalls biologisch verbaut werden. Gleichzeitig müßte ein weiter oberhalb liegender Teich, der verwahrlost ist, seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt werden.

Soweit das oben bezeichnete Quellgebiet noch nicht unter Landschaftschutz steht, wäre es zu begrüßen, das baldigst nachzuholen. M. E. kann hier mit viel Liebe und Verständnis unter verhältnismäßig geringen Mitteln ein praktischer Quellschutz verwirklicht werden, der den von den „Düsseldorfer Jonges“ im Jahre 1935 begonnenen lokalen Quellschutz in die Landschaft und zum Segen der Landschaft erweitern und vervollständigen würde.

Helmut Schildt, Düsseldorf.

Erinnerungen an Alt-Düsselthal

Aus der fröhlichen Knabenzeit im lieben alten Düsseldorf leuchtet mir eine der schönsten Erinnerungen ins hohe Mannesalter: D ü s s e l t h a l. Dies wundersame Idyll, eingebettet in grüne Wiesen, umrauscht von den alten Baumkronen, wie war es so heimelig, so unsagbar anziehend und erwärmend! Der schönste Ausflug in die ursprüngliche Natur war für uns Jungens immer der Gang in jene Wiesen. Da marschierten wir den weiten Weg von der Haroldstraße beim Karltor, durch die Stadt am Zoo vorbei zum alten Kloster Düsselthal, das mit seinem geheimnisvollen Torbau, der mit seiner mächtigen Muttergottesfigur, den großen Wappenschildern und den seitlichen Turmbauten so warm und tonig gegen den blauen Himmel stand, daneben die uralte Linde, mir stets als prachtvolles Bild in der Erinnerung haftete.

Durch die Klosterhöfe mit ihren gemütlichen Altbauten ging es an der zwischen alten dunkeln Backsteinmauern dahinziehenden Düssel vorbei, zum hintern Tor, über das alte Brückchen hinaus über die Pappelallee, die geradeaus nach Grafenberg mitten durch ein Wiesen- und Bruchland führte, das in seiner wundersamen Naturechtheit und Ursprünglichkeit sowohl, wie durch seinen ergreifenden Stimmungsreiz jedem empfänglichen Menschen den tiefsten Eindruck hinterlassen mußte. Wir jungen Kerle empfanden das auch ganz unbewußt, darum fühlten wir uns auch so wohl und unsagbar glücklich. Im Frühling, wenn der belebende Hauch des allerweckenden Lenzwindes durch die kätzchen-behangenen Zweige der alten Pappeln sang, wiegten weithin auf dem feuchten Wiesen-grunde die nickenden Sternblümlein der Hainanemone, Windröschen nennt sie die gemütvolle Volkssprache, damit sehr treffend den Charakter dieses wahrsten Frühlings-bringers kennzeichnend. Das zierliche Moorveilchen (*Viola palustris*) streckte bald darauf sein zart milchblaues Blütenauge aus dem schwellenden Polster der Torfmoose. In den Wiesenbächlein tummelten sich die Molche in frohem Hochzeitsreigen, und die Unken begannen ihr geheimnisvolles Leben. Der Mai sah dann über das klare Moorwasser die zarten blaßvioletten Blütenquirle der Wasserfelder (*Hottonia palustris*) sich erheben neben den weißrosa angehauchten bebarteten Blüten des Fieberklees (*Menyanthes trifoliata*), und im Hochsommer entfaltete sich dann die ganze Pracht der Düsselthaler Moorflora. Heute, wo die ursprüngliche Natur sich immer weiter vor den abtötenden Polypen-arme der Großstädte zurückziehen muß, ist die Erinnerung an jene herrliche Pflanzenwelt in so weiter, einzig schöner Landschaft im Rahmen der edel geschwungenen Waldhügel von Grafenberg und Rath, ein lieber und wertvoller Schatz.

Zwischen den Gräsern der feuchten Wiesen, die durch Moose zusammengesponnen einen saftigen Filz bilden, saß das zarte Gebilde des rundblättrigen Sonnenthaus (*Drosera rotundifolia*), während die verwandten, etwas kleineren und mit Blättern ausgestatteten *Drosera anglica* und *longifolia* auf den Moospolstern oder dem mehr sandigen Rande mancher Wassertümpel ihre niedlichen Polster ausbreiteten, als Gesellschaft oft dicht daneben der kriechende Stengel des Sumpf-Bärlapps (*Lycopodium inundatum*) über den nassen Boden schleichend bis ins braune Moorwasser, aus dem an manchen Stellen die bläulichgrünen Watten des Sumpf-Johanniskrautes (*Hypericum Elodes*) mit den leuchtend gelben Blütensternchen hervorquollen, sich in die Sphagnumpolster hinein verlierend. Diese Sumpf- oder Torfmoose (*Sphagnum*) sind ja die Träger so vieler wundersamer Blumen, die nur der kennt, der ohne Scheu vor nassen Füßen und sonstigen Unbequemlichkeiten die Moore aufsucht. So recht eine Lust für uns Jungens, obwohl wir manchmal gar tief ins Nasse gerieten.

Zwischen den Torfmoosen kriecht der zarte Stengel des Wassernabels (*Hydrocotyle vulgaris*); seine feinen schildförmigen Blätter, die einzigsten dieser Art in der deutschen Flora, erinnern an diejenigen der Kapuzinerkresse, sind aber fein gekerbt und nur etwa 2½ Zentimeter breit, die Stiele erheben sich auch nur wenige Zentimeter über die nassen grünen oder manchmal rötlich gehauchten Moose. An ganz nassen Stellen wuchert das schmalblättrige Kolbenrohr (*Typha angustifolia*) mit den braunen, walzenförmigen Blüten- und Fruchtständen an langem schwankem Stiele, die von den Knaben so heiß ersehnten Rohrkolben, und zwischen ihnen leuchtet schwarz blutrot, fast braun das dunkle Auge des Sumpf-Siebenfingerkrautes (*Comarum palustre*), daneben die drehrunden Stengel der röhrigen Rebendolde (*Oenanthe fistulosa*), einer ganz wunderlichen Doldenpflanze mit ihren kleinen festen rosafarbenen Blütenköpfchen und den hohlen, aber saftigen

Stengeln, die an ebenso hohlen langen Stielen nur wenige Fliederblättchen tragen, eine verbreitete Charakterpflanze Düsselthals. Dort, wo der Torfmoorcharakter ganz ausgeprägt war, nach Mörsenbroich und Rath hin, fanden wir viele der typischen Moorpflanzen, die auch sonst in der weiteren Umgebung Düsseldorf, so auf den Hildener Mooren, freudig gediehen und die Schönheit unserer Heimat jedem, der zuerst ihre Wohnorte betrat, überzeugend vor Augen führten. Da war vor allem der Gagelstrauch (*Myrica Gale*) mit seinem würzigen Harzgeruch, dann in vereinzelt Trupps das Beinheil, ein sehr originelles Liliengewächs, das zur Blütezeit im Juli die Moore bei Immigrath mit einem gelben Mantel bedeckt, einen weithin wahrnehmbaren Honigduft in die heiße feuchtschwangere Moorluft ausströmend. Der wissenschaftliche Name *Narthecium ossifragum* deutet auch wie der deutsche auf die Verwendung der Pflanze bei Knochenbrüchen hin, wozu dieselbe der Überlieferung nach schon im frühen Mittelalter gebraucht worden sei, ob mit Erfolg, steht wohl dahin. Sie zeichnet sich auch durch ihre „reitenden“ Blätter aus wie unsere Schwertlilien, aber alles in kleinem Maßstabe, eine sonst in unserer Flora nicht mehr vorkommende Art des Wachstums. Die leuchtend gelben Blüten mit ihren orange gefärbten Staubgefäßen stehen in einer Ähre an etwa 30 cm hohen Stielen. Da leuchtet auch das dunkle tiefe Blau des Sumpf-Enzians (*Gentiana Pneumonanthe*), wohl die überraschendste Blume unseres alten Düsselthaler Moorbruchlandes. Sie kann kühn mit ihren berühmten Geschwistern der Alpenmatten wetteifern, wenn sie auch nicht in solchen Massen auftritt wie diese, sondern immer nur vereinzelt aus dem grünen Schoß der Torfmoose hervorleuchtet. Die berühmte Familie der Orchideen schmückte auch mit einigen Vertretern den Moorbruch und die nassen Wiesen. Da schimmerten im Mai und Juni umgaukelt von den silberweißen Watteschöpfen der Wollgräser (*Eriophorum*) die blaßvioletten Trauben des gefleckten Knabenkrautes (*Orchis maculata*), etwas früher die dunkelroten kräftigeren Blütenähren der breitblättrigen Orchis (*Orchis latifolia*), und später im hohen Sommer wiegte der Sumpfwurz (*Epipactis palustris*) einseitwendige fleischfarbenen Blumen auf öfters violett angehauchtem Stengel über den Torfmoosen. Nie fand ich die beiden Zwergarten der bizarren Orchideenfamilie, den Glanzstengel (*Liparis Loeselii*) und das Weichkraut (*Malaxis paludosa*), obwohl diese winzigen Pflanzen in den Sphagnumsümpfen der Düsseldorfer Umgebung bestimmt vorkamen. Doch wird man von botanisierenden Knaben nicht verlangen dürfen, daß sie alle seltenen Pflanzen auch finden, denn sehr selten sind diese niedlichen Pflänzchen und außerdem durch ihre ganz grüne Färbung sowohl der Blätter wie der Blüten auf dem grün schwellenden Untergrund der Moose sehr leicht zu übersehen, auch haben wir damals noch nicht systematisch nach diesen Seltenheiten das Gebiet durchsucht.

Lange Zeiten sind dahingegangen seit jenen Tagen, da wir als fröhliche Jungen im damals so stillen Bruchlande Düsselthals, natur- und lebensfroh umherschweiften, wo nur der Schrei der Sumpfvögel oder der schrille Ruf eines hoch im Äther kreisenden Raubvogels neben dem Glucksen der Moorwasser die geheimnisvolle Stille der ursprünglichen Natur unterbrach. Es war zu Ende der achtziger und Anfangs der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Heute wird man die meisten dieser schönen Pflanzen vergeblich dort suchen, wie auch die Tierwelt längst nicht mehr den Reichtum aufweist, wie in jenen schönen, ruhigen Zeiten. Ist doch auch die herrliche alte Pappelallee, die einst von den Trappistenmönchen im 18. Jahrhundert gepflanzt worden war, heute spurlos verschwunden. Weiter entfernt von der Stadt wird aber wohl auch heute noch das Leben der Urnatur pulsieren, und man darf hoffen, daß man auch in Düsseldorf jetzt die Reste einer ursprünglichen Natur schützt. Bleibt sie doch der ewige Born der Gesundheit und Lebenskraft eines Volkes.

Dr. R. A. Ingenheim.

*Wir bitten unsere Mitglieder, Freunde und Gönner höflich, diese
Blätter sorglich zu sammeln und aufzubewahren.*

Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar . . .

Ein Sternlein stand am Himmel, ein Sternlein guter Art,
Das tät so lieblich scheinen, so lieblich und so zart.

Ich suchte seine Stelle am Himmel, wo es stand,
Trat abends vor die Schwelle und suchte, bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen, hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen, und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden! Ich suchte hin und her,
Wo ich es sonst gefunden — ich find' es nun nicht mehr.

Matthias Claudius (1740—1815)

Einladung

zur **Jahreshauptversammlung** am Dienstag, dem 18. Januar 1949, abends 6.30 Uhr, im Vereinsheim „Zum schwarzen Anker“, Bolkerstraße 35.

Tagesordnung

1. Begrüßung durch den Präsidenten
2. Verlesung des Protokolls der letzten Jahreshauptversammlung
3. Bericht des Schatzmeisters
4. Bericht der Rechnungsprüfer
5. Entlastung des Schatzmeisters
6. Jahresbericht des Schriftführers
7. Neuwahl des Vorstandes
8. Verschiedenes.

Der Vorstand.

*

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat Januar 1949

(Vereinsheim „Zum schwarzen Anker“, Düsseldorf, Bolkerstraße 35, abends 18.30 Uhr)

Dienstag, 4. Januar: Jahresauftakt.

Dienstag, 11. Januar: Dr. R. Weber: Zwischen Mönchenwerth und Niederkassel.

Dienstag, 18. Januar: **Jahreshauptversammlung.**

Dienstag, 25. Januar: Direktor Hermann Boss: Goethe-Erinnerungen in Düsseldorf.
Ein Lichtbildervortrag.